



TONI
MAGUIRE

MIT CASSIE COOK

Ich wollte
doch nur, dass
ihr mich liebt

Weltbild Premiere

Ich wollte doch nur, dass ihr mich liebt

Toni Maguire
mit Cassie Cook

Ich wollte doch nur, dass ihr mich liebt

Aus dem Englischen von
Sabine Schäfer

Weltbild

Titel der englischen Originalausgabe: *Did you ever love me?*

Copyright © Toni Maguire und Cassie Cook 2018.
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Sabine Schäfer
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Coverfoto: © istockphoto/Sinan Ayhan
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-5816-6

2019 2018
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

*Ich widme dieses Buch allen Überlebenden –
ihr seid nicht allein.
Es gibt noch Hoffnung.*

Prolog

Warum, fragen so viele Leute, reden Kinder nicht darüber?

Ich könnte Ihnen sagen, dass sie, wenn sie diese Frage stellen, niemals Furcht verspürt haben können. Nicht die Furcht vor einem schlechten Schulzeugnis oder davor, nicht das richtige Kleid für eine Party zu haben, noch davor, zu spät zu einem Termin zu kommen. Nein, nicht diese Furcht, sondern die andere. Die Furcht, die sich wie ein schweres Gewicht auf unsere Brust legt, während wir schlafen, sich in unsere Träume schleicht und uns in die Kehle rutscht, wo sie alle Hilferufe abwürgt, die uns vielleicht auf der Zunge gelegen haben.

Nein, dieses Gefühl ist niemals ihr ständiger Begleiter gewesen. Denn wenn es das gewesen wäre, würden sie wissen, dass wir uns, sobald sie uns erst einmal im Griff hat, an einem Ort ohne Gnade befinden, wo sowohl die Vernunft, als auch das logische Denken aufhören zu existieren.

Fragen Sie jemanden, der Klaustrophobie hat, warum er keinen Aufzug betreten kann. Oder jemanden mit Agoraphobie, warum seine Beine zittern und seine Füße sich nicht bewegen wollen, wenn er nach draußen gehen will. Sie haben kaum Antworten darauf, weil ihnen klar ist, dass ihr Verhalten irrational ist. Doch diese Dämonen, die dafür sorgen, dass sich einem die Brust verengt und der Atem zu einem entsetzten Keuchen wird, schenken der Vernunft wenig Beachtung.

Ich wuchs im dunklen Zeitalter der Unwissenheit auf, zwei Jahrzehnte bevor Organisationen wie Childline uns sagten, dass es nur eines Telefonanrufs bedürfe, um uns in Sicherheit zu bringen. Als ich noch ein kleines Kind war,

kam mir, oder denen, die, wie ich, schweigend litten, der Gedanke, einer Autoritätsperson die Wahrheit zu sagen, einfach nicht in den Sinn. Wir hatten kein Vertrauen in Erwachsene, überhaupt kein Vertrauen. Denn wir waren die unbeholfenen Kinder, die schmutzigen, die allein auf dem Schulhof standen, diejenigen, deren Hausaufgaben schlecht gemacht waren, diejenigen, die zu lieben schwerfiel. Wir hörten selten ein freundliches Wort von einer Autoritätsperson, und das erwarteten wir auch nicht. Denn wir waren uns nur allzu bewusst, dass wir es waren, denen die Schuld gegeben wurde, dass unsere Eltern uns vernachlässigten.

Die gut gewässerten Samen des Misstrauens, die von jenen gepflanzt wurden, die die Verantwortung hatten, verwurzelten sich allmählich so fest in unserem Geist, dass es unmöglich wurde, auszubrechen – zu erzählen, wo diese blauen Flecke herkamen, oder dass wir oft hungrig zu Bett gingen. Wenn wir wegen unserer schlechten Noten für Klassenarbeiten verhöhnt wurden und das Kichern unserer Klassenkameraden hörten, konnten wir nicht sagen, dass die Furcht unseren Schlaf mit Albträumen durchsetzte und unsere Konzentration schwächte.

War es da wahrscheinlich, dass wir es geschafft hätten, aufzustehen und zu sagen: »Bitte, Miss, meine Mum und mein Dad sind betrunken aus dem Pub gekommen, und ihre Streiterei die ganze Nacht hindurch hat mich vom Schlafen abgehalten.« Oder: »Bitte, Miss, mein Dad hat das Haushaltsgeld meiner Mum beim Hunderennen verprasst, und es gab heute Morgen kein Frühstück. Und diese blauen Flecken auf meinen Beinen ... Tja, Miss, mein Dad hat mich mit dem Gürtel bearbeitet, als ich ihm sagte, ich müsse meine Hausaufgaben machen. Und mein gebrochener Arm vom letzten Jahr, als ich sagte, ich sei von einem Baum gefallen ... das war auch mein Dad. Das ist der Grund, warum ich nie meine Hausaufgaben schaffe.«

Das waren Sätze, die missbrauchte Kinder niemals würden aussprechen können.

Wenn wir unseren Lehrern nicht einmal das sagen konnten, wie hätten wir dann, mit gesenktem Blick und geröteten Wangen, die Worte flüstern können, die das Allerschlimmste beschrieben?

Dass wir es nicht mochten, wenn Daddy in unser Zimmer schlich und uns an Stellen anfasste, von denen wir dachten, sie gehörten nur uns.

Es gab eine Zeit, nur einmal, als ich all meinen Mut zusammennahm und versuchte, um Hilfe zu bitten. Doch das war ein trauriger Fehler, an den zu denken, ich auch jetzt noch kaum ertragen kann. Denn als ich versuchte, es zu erzählen, hatte ich eindeutig das Unsagbare gesagt. Statt Hilfe zu bekommen, waren es geringschätzig Blicke, die mir zu geworfen und harte Worte, die mir an den Kopf geworfen wurden.

Wegen der Auswirkungen, die der einen Gelegenheit folgten, bei der ich einem Erwachsenen vertraute, versuchte ich es danach nie wieder. Denn war mir danach nicht gesagt worden, was passieren würde, wenn ich redete? Als würden winzige Tropfen Gift in meine Blutbahn gelangen, so erreichten die geflüsterten Drohungen meiner Eltern meinen Verstand und durchsetzten ihn mit Angst und Argwohn.

Niemand wird dir glauben.

Sie werden sagen, du seist ein schmutziges kleines Mädchen, das sich diese Geschichten ausdenkt; ich hatte bereits lernen müssen, dass das wahr war.

Als ich zum Teenager wurde und dachte, man könnte mir jetzt vielleicht zuhören, war es Scham, die mich zum Schweigen brachte. Doch das war erst, nachdem ich meinen Vater konfrontiert hatte, der mich verspottete, als er meine Drohungen hörte.

War ich nicht diejenige, die bei diesen schmutzigen Sachen mitgemacht hatte, fragte er mich mit einem heimtückischen Funkeln in den Augen.

Diejenige, die all die Jahre geschwiegen hatte?

Wer würde glauben, dass ich es nicht genossen hatte?

»Niemand wird dich lieben, wenn du redest, Cassie«, sagte er. »Du wirst diejenige sein, die gemieden wird. Du wirst alles verlieren.«

Und weil ich ihm glaubte, wurde diese Prophezeiung schließlich wahr.

Erst später, als es zu spät war, wurde mir klar, dass ein anderes Leben für mich möglich gewesen wäre.

Und wenn diese Erinnerungen sich in meinen Kopf drängen, bringen sie eine Frage mit sich, auf die ich eine Antwort brauche. Es ist die eine Frage, die mich immer noch wütend macht. Warum? Warum hat mich niemand gefragt?

All die Lehrer und Schulleiter, die in den Fünzigern, Sechzigern, Siebzigern und Achtzigern arbeiteten, sie sahen die blauen Flecke, die Vernachlässigung, die Nervosität. Warum haben sie mich nie gefragt?

Ich erinnere mich, wie ich diese Erwachsenen ansah – »Schaut mich an«, betete ich. »Seht, was mir passiert.«

»Könnt ihr mich nicht mal ansehen? Warum fragt ihr mich nicht?«

»Ich könnte es erzählen, wenn ihr es tätet.«

Doch niemand hörte meine stummen Bitten.

Niemand rettete mich.

Eins

Ich bin nicht mehr jung. Doch ich bin auch nicht einsam oder ungeliebt. Jetzt nicht mehr.

Ich liebe meinen Beruf, die Arbeit mit älteren Menschen. Dies ist der Ort, zu dem sie kommen, wenn sie zusätzliche Pflege brauchen, die ihnen die Menschen draußen nicht mehr geben können. Dieser Ort nennt sich Heim. Ich mag dieses Wort, weil es das ist, was wir alle hier zu erreichen versuchen. Wenn ich durch die Tür gehe, um meine Schicht zu beginnen, habe ich das Gefühl, dass es auch mein Heim ist, und dass diese älteren Menschen, die hier ihre letzten Tage verbringen, jetzt meine Familie sind. Mein Arm legt sich wie selbstverständlich um dünne Schultern, um sie leicht zu drücken, und jedes Mal, wenn ich die Hand eines Bewohners halte, berührt mich das gewichtslose, papierartige Gefühl, wenn sie in meiner ruht. Ich traure, wenn jemand, den ich gepflegt habe, von uns geht. Manchmal ist das jemand, der bis zum Ende munter bleibt, sodass ich auf seinen Tod nicht vorbereitet bin, und das intensiviert den Schmerz, den ich fühle. Ich gehe zu der Beerdigung, und mein Körper wird erschüttert von stummem Schluchzen. Allzu oft sind es nur wir – die Pfleger und ein paar der Bewohner –, die anwesend sind, denn von den lebenslangen Freunden und den Ehepartnern, die sie überlebt haben, bleiben nur verblasste Fotografien. Töchter und Söhne sind an weit entfernte Orte gezogen – Australien, Amerika – aber manchmal auch, was noch trauriger ist, nur eine Grabschaft weiter.

Es ist sehr schwer, keine Lieblinge zu haben, obwohl mir nahegelegt wurde, eine emotionale Distanz einzuhalten, wozu ich mich nicht immer durchringen kann. Da sind immer jene,

die einem mehr am Herzen liegen. Ich spüre das Band zwischen uns bereits in dem Augenblick, wenn sie ankommen, und wenn sich unsere Blicke treffen, weiß ich, dass sie das selbe empfinden.

Da ist Doris mit den schönen Händen. Hände, die immer noch jung sind, obwohl ihr Gesicht die Falten aufweist, die das Leben ihr beschert hat. Sie war einmal eine berühmte Konzertpianistin. Reiste um die Welt, erzählt sie mir. Sie liebt es, den Vorhang aufzuziehen, der die Vergangenheit von der Gegenwart trennt, um mir die Welt zu zeigen, in der sie einst lebte.

»Es gab Liebhaber«, sagt sie, und lässt ihr immer noch mädchenhaftes Lachen hören, bevor sie fortfährt. »Aber nur einen Ehemann. Es hat nicht lange gehalten. Oh, er war ein anständiger Mann«, fügt sie verschmitzt hinzu. »Er hat sich in mein Spiel verliebt. Das erzählte er mir bereits, als er mich das erste Mal ausführte.«

Ihre Wangen nehmen jedes Mal, wenn sie ihre Geschichten mit mir teilt, ein jugendliches Erröten an. Namen von Komponisten, von denen ich nie gehört habe, kommen ihr leicht über die Lippen, wie auch die Namen der Konzertsäle. Ich kann beinahe den Applaus hören und die Größe und die Farben der vielen Blumensträuße sehen.

Ich wage es, Fragen zu stellen.

Was mit ihrem Ehemann passiert ist, ist eine solche Frage.

Die Antworten variieren, abhängig von ihrer Stimmung, aber einige bleiben gleich.

»Wir trafen uns, nicht lange nachdem der Krieg vorbei war«, erzählt sie mir. »Er war nicht einer von denen, die an der Bühnentür mit Blumen in den Händen und hoffnungsvollen Gesichtern warteten. Er hatte einen Freund, der den Geschäftsführer des Konzertsaals kannte, in dem ich spielte. Ein Abendessen wurde arrangiert. Es gab einen solchen

Mangel an jungen Männern damals, daher war ich natürlich geschmeichelt darüber, ausgewählt worden zu sein. Doch sobald der Ring an meinem Finger saß, wollte er, dass ich nur noch für ihn spielte. Keine Reisen mehr, keine Konzerte. Ich sollte zu Hause bleiben und Kinder bekommen.«

»Was haben Sie getan?«, frage ich Doris dann immer.

»Ich habe ihn verlassen.«

Doch sie gibt mir keine weiteren Informationen zu diesem Thema, wodurch meine Neugier unbefriedigt bleibt.

Eine andere alte Dame, Dorothy, erinnert sich an die Zeit, als sie ein Kind war, besser, als an alles aus der Gegenwart. Es sind die Kriegsjahre, in die sie sich zurückversetzen will.

Sie erzählt mir von den Bomben, die auf London fielen, und die Nächte, die sie in den überfüllten unterirdischen Luftschutzbunkern verbrachte.

»Die meisten Kinder wurden damals weggeschickt«, sagt sie. »Es war furchtbar für jene, die ihre Eltern verloren und die kein Zuhause mehr hatten, zu dem sie zurückkehren konnten, als alles vorbei war.«

Ich frage nie, ob sie eines von diesen Kindern war. Stattdessen lenke ich sie vom Erzählen weiterer trauriger Geschichten ab, indem ich ihr meine erzähle, statt nur zuzuhören. Das ermutigt mich dazu, Erfahrungen darüber mit ihr zu teilen, was außerhalb des Heimes und in meinem eigenen Leben passiert.

Zu dieser Zeit am Nachmittag, wenn Tee serviert wird und Ingwerplätzchen in die heiße, milchige Flüssigkeit getaucht werden, sind neugierige Blicke auf mich gerichtet, und sie warten auf Antworten zu ihren Fragen. Während ich meine eigene Tasse auf meinem Knie balanciere, erzähle ich ihnen von der Zeit, in der ich aufwuchs, den späten Sechzigern und den Siebzigern.

Ich erzähle, dass wir keine reiche Familie waren, aber eine

glückliche. Ich male mit Worten Bilder von einer molligen, liebevollen Mutter, die meinen Brüdern und mir Geschichten vorlas, bevor sie uns Gute Nacht sagte. Ich versuche, alles zu geben, in meinen Beschreibungen des Parks, in den wir mitgenommen wurden, um die Enten zu füttern, und der Begeisterung, die ich jedes Mal empfand, wenn mein Vater mich, während seine lakritzdunklen Augen vor Vergnügen glitzerten, auf meiner Schaukel höher und höher schubste, bis ich nur noch den Himmel sehen konnte.

Ich rede von meinen glücklichen Schultagen, wie sehr ich das Zeichnen und Gedichte schreiben liebte, und wie stolz ich war, als meine Mutter, wenn ich ihr meine Bilder zeigte, sie an die Küchenwände heftete oder klebte. Wie ich mich vor Freude wand, wenn sie jeden einzelnen meiner frühen Versuche in den Himmel lobte. Zeichnungen mit Farbstiften, voller blauer, roter und grüner Kringel, von denen ich sagte, sie seien Menschen, aber sie waren beinahe genauso groß wie die kleinen quadratischen Häuser, die ich immer wieder zeichnete.

An einigen Nachmittagen nehme ich mein ältliches Publikum direkt mit zurück zu meinen Teenagerjahren – den Bällen, den Freunden, meinem ersten Job, dem Spaß, den ich hatte, und den modischen Kleidern, die ich trug.

Doch natürlich ist nichts von dem, was ich ihnen erzähle, wahr. Weder meine Kindheit, noch meine Teenagerjahre sind auch nur annähernd so gewesen.

Zwei

Ich war noch eine junge Frau, als ich meine erste Therapie machte. Es war nicht meine Entscheidung; sie wurde für mich getroffen. Mir wurde eine Karte gegeben, aus dickem, cremefarbenem Papier, auf deren Vorderseite ein Name gedruckt war. Als ich sie umdrehte, sah ich die Adresse und die Zeit des Termins, geschrieben in ordentlicher kursiver Schrift. Nachdem ich sie gelesen hatte, sagte ich Ja, ich wisse, wo das sei und welcher Bus mich dort hinbringen werde.

Ich steckte die Karte in meine Tasche, wobei meine Finger immer noch ihre glatte Oberfläche umschlossen, und machte mich auf den Weg nach Hause. So gerne ich auch die kleine, rechteckige Karte herausgeholt, in Fetzen gerissen und in die Luft geworfen hätte, verstand ich doch, dass ich keine andere Wahl mehr hatte. Es würde Konsequenzen geben, wenn ich nicht anwesend war, und die zu tragen, scheute ich mich.

Zwei Tage später, um zehn Uhr morgens, erwischte ich den Bus, der mich von der Siedlung des sozialen Wohnungsbaus, die ich mehrere Monate lang kaum verlassen hatte, durch Straßen brachte, in denen sich Siedlungen von gut gepflegten Privathäusern zu beiden Seiten ausbreiteten. Saubere Doppelhaushälften aus rotem Backstein mit weißen Netzgardinen an den Fenstern und gestutzten Buchsbaumhecken, die den Garten von dem der Nachbarn trennten. Als ich sie sah, kehrte ich in Gedanken in eine Zeit zurück, die ein ganzes Leben lang her zu sein schien, die Zeit, als ich ein Kind war. Ich hatte gesehen, wie diese Häuser wie Pilze aus dem Boden geschossen waren, bis unsere Siedlung, mit ihren verwahrlosten Häusern, wie eine einsame, verlorene Insel inmitten ihrer Eleganz gewirkt hatte. Die Gegend, die das So-

zialamt uns zugewiesen hatte, war für Problemfamilien reserviert. Zu denen, wie es schien, alle Familien mit mehr als zwei Kindern gerechnet wurden. Sicherlich war etwas Wahres daran, denn ungepflegte Gärten, schmutzige Vorhänge, überquellende Mülleimer und Straßen, die mit unidentifizierbarem Schmutz übersät waren, waren dort die Norm.

Es herrschte die übereinstimmende Meinung, dass Kinder aus den Straßen, in denen ich aufwuchs, schlecht erzogen und verwildert waren, und dass sie, wenn sie erst einmal erwachsen waren, ihren Familien und der Gesellschaft nichts als Ärger machen würden, während jene, die in den privaten Siedlungen lebten, andere Ziele für ihren Nachwuchs hatten.

Die Bauweise der Privathäuser, mit ihren durchgehenden Wohnzimmern, zweieinhalb Schlafzimmern und Flecken von gepflegten Rasenflächen, war vielleicht nicht viel anders, als die unserer Häuser, aber es war immer noch eine andere Welt. An den Wochenenden wurde der Rasen gemäht, glänzende Austin Morris und Cortinas wurden gewaschen und poliert und spielende Kinder beaufsichtigt. Jene, die dort lebten, waren stolz darauf, Hausbesitzer zu sein, nicht Mieter, wie es viele ihrer Eltern immer noch waren.

Unser Teil der Stadt war ein Schandfleck, den sie nur grolend in ihrer Mitte duldeten. Sie wollten uns dort genauso wenig, wie meine Mutter mich wollte, oder auch meine zwei Brüder. Ich hatte beobachtet, wie diese sorglosen Erstkäufer zu ihren neuen Häusern fuhren. Ich war Zeuge gewesen, als die Lieferwagen ankamen, und die Möbel, die oft noch in ihrer Plastikverpackung steckten, hineingetragen wurden. Jetzt sind genau diese jungen Paare älter geworden, ihr Nachwuchs ist erwachsen und längst weggezogen.

Die meisten ihrer Kinder besuchten dieselben Schulen wie ich. Ich erinnere mich an diese Gruppen von gut gekleideten

Mädchen, die bereits lange bevor sie mit der Schule begannen ihre eigenen kleinen Cliques gebildet hatten. Die meisten kannten einander vermutlich bereits seit ihre Mütter ihre Kinderwagen nebeneinander hergeschoben hatten. Sie müssen in denselben Mutter-und-Kind-Gruppen gewesen sein, bevor sie im Kindergarten angemeldet wurden, und wenn sie dann das Kleinkindalter hinter sich gelassen hatten, gingen sie bereits zu den Geburtstagsfeiern der anderen. Jetzt kann ich vielleicht verstehen, warum sie alle in kleinen Gruppen zusammenhielten, aber damals fühlte ich mich wie eine Ausgestoßene.

Wie man jemandem die kalte Schulter zeigt, schienen sie bereits in einem sehr jungen Alter gelernt zu haben. Ich zuckte jedes Mal zusammen, wenn ein kleines Kind, das die Rolle des Engels in einem Krippenspiel hätte spielen können, offensichtlichen Unwillen zeigte, im Klassenraum neben mir zu sitzen. Ich versuchte, mich unsichtbar zu machen, wenn Umschläge herumgereicht wurden, die Einladungen zu Geburtstagsfeiern enthielten. Als ich fünf war, dachte ich einmal, einer davon wäre für mich, ich hatte bereits die Hand gehoben, um ihn entgegenzunehmen, und mein Mund begann, sich zu einem erfreuten Lächeln zu verziehen, als er einem Mädchen gegeben wurde, das direkt hinter mir saß. Als ich sechs war, hatte ich akzeptiert, dass keine von diesen Einladungen jemals in meiner Hand landen würde. Selbst jetzt, so viele Jahre später, kommt der Schmerz, von dem ich mir eingeredet hatte, ich hätte ihn überwunden, aus seinem Versteck und überfällt mich, wenn ich ihn am wenigsten erwarte.

Als Kind hatte ich nicht verstanden, warum diesen selbstsicheren kleinen Kindern mit ihren gebügelten Kleidern und glänzenden Haaren gesagt wurde, sie sollten sich von uns fernhalten. Bei meinem älteren Bruder dachte ich, es wäre bloß,

weil er anders war. Mir war bewusst, dass er immer allein auf dem Schulhof stand. Ich wusste außerdem, dass er verspottet und gequält wurde. Hatte ich nicht Jungen seinen sonderbaren Gang nachmachen und sein langsames Sprechen imitieren sehen? Es gab mir ein unbehagliches Gefühl. Ich wollte, dass ein Lehrer das beendete, diesen Jungen sagte, sie sollten ihn in Ruhe lassen – sie müssen gesehen haben, wie es passierte. Doch es wurde nie etwas unternommen.

Kaum war ich aus der Vorschule heraus, da wurde es auch schon zu meinem Schicksal, auf dem Schulhof ignoriert zu werden, so wie es ein paar Jahre später auch bei meinem kleinen Bruder sein sollte.

Als der Bus um eine Ecke bog, blinzelte ich und versuchte, diese Gedanken zu vertreiben. Es gab wichtigere Probleme, mit denen ich mich auseinandersetzen musste. »Krieg dich in den Griff, Cassie«, sagte ich mir. »Hör auf, in der Vergangenheit zu verweilen. Das tut doch nie gut.« Dann sah ich, als ich aus dem Fenster des Busses blickte, dass sich die hellgrünen Blätter der Platanen entfalteten. Der Frühling trat endlich in Erscheinung. Vielleicht, dachte ich, kündigten die Zeichen des Beginns eines neuen Jahres auch einen neuen Anfang für mich an.

Der nächste Halt war meiner. Es war nur ein Fußmarsch von wenigen Hundert Metern von der Stelle, an der ich ausstieg, bis zu der Adresse auf der Karte.

War ich nervös an jenem Tag? Ich denke, darüber war ich hinaus, meine Empfindungen waren bereits von den Ereignissen, die ein paar Wochen zuvor stattgefunden hatten, betäubt worden.

Ich betätigte die Klingel neben dem Namensschild an der Tür, und eine körperlose Stimme fragte nach meinem Namen, bevor sie mich bat, einzutreten. Sobald ich drinnen war, wurde ich darüber informiert, dass Ms Travis mich in

wenigen Minuten empfangen werde und ich mich setzen solle. Es gab mehrere Stühle, doch ein schlaksiger, dunkelhaariger Jugendlicher war die einzige Person, die auf einem saß. Hinter den Stühlen befand sich ein großer, prunkvoller, vergoldeter Spiegel. Ich warf einen unwillkürlichen Blick hinein, und sah eine ziemlich schäbige Frau zurückblicken, die sich dem mittleren Alter näherte, deren zu enger Rock an den Hüften Falten warf und deren Blusenknöpfe (an einer Bluse, die sie in einem Charity Shop gekauft hatte) spannten. Ihr hellbraunes Haar musste dringend geschnitten werden, und Sorgen hatten tiefe Falten in ihre Stirn gegraben, während ihr ungeschminktes Gesicht, das durch Schlafmangel verquollen war, blass und abgehärmt war.

»Das bin ich«, dachte ich und fühlte eine Welle der Depression. Wohin war der Mensch verschwunden, der ich gewesen war? Denn die Frau im Spiegel war beinahe eine Fremde.

Ich sehnte mich nach einer Zigarette, und meine Hand wanderte instinktiv in meine Tasche, bevor ich ein Rauchverbotsschild sah. Meine Finger zuckten, in dem Drang, eine zu rauchen, ein paar Züge würden mich beruhigen. Ich dachte daran, nach draußen zu gehen, nur eine Minute würde reichen, um dieses Verlangen nach Nikotin zu stillen. Doch dann würde ich vielleicht zu spät zu meinem Termin kommen, und das würde nicht gut aussehen. »Cassie«, sagte meine innere Stimme mitleidslos, »wo ist deine Willenskraft geblieben? Du kannst doch auch mal eine Stunde ohne auskommen, oder?« »Natürlich kann ich das«, sagte ich fest zu dieser tyrannischen Stimme, und ließ mich auf einem der Stühle nieder. Ich nahm eine Zeitschrift in die Hand und blätterte sie durch, ohne etwas zu sehen.

Ein paar Augenblicke später wurde ich in ein Zimmer geführt, das keinerlei Ähnlichkeit mit einer Arztpraxis aufwies,

in der ich je gewesen war. Es gab einen Schreibtisch mit einem Computer darauf, aber davon abgesehen, sah es, mit den bequemen Sesseln und dem Tisch aus heller Eiche, mehr wie ein Wohnzimmer und weniger wie eine Praxis aus.

Die Frau, die mich mit einem herzlichen und freundlichen Lächeln begrüßte, war ebenfalls unerwartet. Sie war Anfang dreißig und leger gekleidet, mit eng anliegenden Jeans und einer frischen weißen Bluse. Ihr kurzes blondes Haar war ordentlich hinter ihre Ohren gesteckt, und ich bemerkte ein faltenloses Gesicht und warme braune Augen.

»Cassie, kommen Sie herein«, sagte sie, als wäre ich ein willkommener Gast, der zum Kaffee vorbeischaute. »Machen Sie es sich bequem.« Dann setzte sie sich in einen Sessel mit dem Rücken zum Fenster und bedeutete mir, mich ihr gegenüber zu setzen.

»Cassie, heute werden wir einander nur kennenlernen«, erklärte sie. »Also erzählen Sie mir ein bisschen über sich und wie ich Ihnen helfen kann.«

»Was erwartet sie, dass ich sage?«, fragte ich mich und fühlte mich panisch. Ich wollte ihr sagen, meine Anwesenheit sei nur ein Irrtum und ich könne ohne ihre Hilfe klar kommen. Doch ich schaffte es nicht, diese Botschaft zu übermitteln, denn sobald ich meinen Mund öffnete, um zu sprechen, erstickten kaum unterdrückte Tränen meine Stimme.

Kommentarlos reichte sie mir eine Schachtel mit Taschentüchern. Sie war aufgelöste Patienten sicher gewöhnt, dachte ich, und in dem Augenblick wurde mir klar, dass ich genau das war: eine aufgelöste Patientin. Während meine Hand ein Knäuel Taschentücher umklammerte, und mein Hals immer noch so trocken war, dass die Worte darin stecken blieben, schaffte ich es, einige Einzelheiten meiner Ehe hervorstottern. Wie er mich verlassen hatte, aber nicht warum, nicht

bei jenem ersten Mal. Es war immer noch zu frisch, zu schmerzhaft für mich, es ihr zu erzählen.

Meine Kinder waren ein weiteres Thema, dem ich mich nicht nähern wollte. Ich hatte einen Ehering an ihrem Finger bemerkt. War sie auch Mutter, fragte ich mich, wagte aber nicht zu fragen. Denn wenn sie es war, könnte sie mir, ob nun Therapeutin oder nicht, die Schuld geben für das, was ihnen passiert war. Auf jeden Fall taten das alle anderen. Nachbarn, die ich einst für Freunde gehalten hatte, wandten jetzt den Blick ab, wenn sie mich sahen. Meine Schwiegermutter, der ich einmal so nahegestanden hatte, weigerte sich, mit mir zu reden, während mein letzter verbliebener Freund – der in flüssiger Form – mich schließlich auch noch verraten hatte. Er vernebelte meine Erinnerungen nicht mehr, denn sie waren von dem Augenblick an präsent, wenn ich aufwachte, und blieben, bis die Nacht kam und ich endlich in einen unruhigen Schlaf fiel. Nicht wie in eine weiche Umarmung, so ist es nie. Nein, er brachte mich an einen dunklen Ort, wo die Bilder unter meinen zuckenden Lidern, die in meinem Kopf herumwirbelten, mich verspotteten und neckten.

Als ich nun dieser Frau gegenüber saß, die, wie man mir gesagt hatte, nicht da war, um mich zu verurteilen, sondern um mir zu helfen, fiel es mir zunehmend schwerer, ihr mehr als nur einige wenige Informationsbrocken zu bieten. Jedes Mal, wenn ich aufhörte, wartete sie geduldig darauf, dass ich fortfuhr. Die einzige Frage, die sie nach einer langen Periode des Schweigens stellte, war, ob ich Wasser brauche, was ich kopfschüttelnd verneinte.

Jedes Mal, wenn mir die Worte ausgingen, wurde das Schweigen zwischen uns bedrückend. Ich wollte ihr ein paar Tatsachen mitteilen, die mich vielleicht in einem besseren Licht erscheinen lassen konnten, doch nachdem beinahe die

Hälfte meiner Zeit vergangen war, waren sie immer noch unausgesprochen.

»Cassie«, sagte sie und beugte sie dabei leicht nach vorne. »Verstehen Sie, warum Sie hier sind?«

»Ja«, antwortete ich, und wusste sehr wohl, dass dies eine Frage war, auf die sie die Antwort bereits kannte. Sie hatte vielleicht keine Mappe voller Notizen über mich zwischen uns liegen, aber sie befanden sich, da war ich mir sicher, auf ihrem Computer und waren gründlich gelesen worden.

»Nun, dann lassen Sie uns ein wenig darüber reden.« Und dann: »Nein«, als hätte sie meine Gedanken gelesen, »nicht die Fakten, die mir gegeben wurden. Die sagen mir nur, was am Ende passiert ist. Wir müssen uns ansehen, warum es passiert es. Das ist der Grund, warum Sie hier sind. Also, sollen wir am Anfang beginnen?«

»Wie weit zurück wollen Sie, dass ich gehe?«, fragte ich mich.

Und wieder beantwortete sie meine stumme Frage.

»Lassen Sie uns mit Ihren frühesten Erinnerungen anfangen, in Ordnung?«

Während sie sprach, waren ihre Worte wie ein Schlüssel, der in einem rostigen Schloss umgedreht wird, und die Tür, die zu meiner Kindheit führt, begann sich knarrend zu öffnen. Hinter ihr lag der düstere Korridor, der zu einem Ort führte, den ich nicht besuchen wollte. Ich konnte fühlen, wie mein Herz in meinem Brustkorb hämmerte, mein Atem sich in Keuchen verwandelte, und ich kämpfte die Panik nieder, die verhinderte, dass genug Luft in meine Lungen strömte. Wie ich mich danach sehnte, diese Tür wieder zuzuknallen, und gleichzeitig wollte ich aufspringen und gehen. Doch das konnte ich nicht tun. Stattdessen ballte ich meine Fäuste so fest, dass meine Nägel rote Halbmonde auf meiner Handfläche hinterließen. Meine Hände zitterten,

und ich war mir nicht bewusst, dass ich alle paar Sekunden an den verräterischen Gummibändern zerrte und sie gegen meine Handgelenke schnappen ließ. Darüber redeten wir jedoch erst mehrere Wochen später. Da sie meine Angst bemerkt hatte, öffnete Miss Travis, statt mir eine zudringliche Frage zu stellen, eine Schublade, nahm einen Aschenbecher heraus und schob ihn zu mir hinüber.

»Wenn Sie rauchen wollen, können Sie das tun«, sagte sie. »Ich habe den hier immer griffbereit, für den Fall, dass er gebraucht wird.«

Einige Sekunden lang war das Klicken meines Feuerzeugs das einzige Geräusch, dann das Knistern, als die Zigarette entzündet wurde und die tiefen Atemzüge, jedes Mal, wenn ich gierig inhalierte. Beinahe augenblicklich beruhigte das Nikotin meine strapazierten Nerven und mein Körper begann endlich, sich zu entspannen.

»Ich weiß, dass sie schlecht für mich sind«, sagte ich schuldbewusst. »Es ist nur für jetzt.«

»Ich verstehe das«, sagte sie und schenkte mir ein ermutigendes Lächeln.

»Cassie, es ist nicht meine Aufgabe, nachzubohren, aber um die Wurzel Ihres Problems zu finden, müssen wir an dem Ort anfangen, wo sie wächst: mit anderen Worten, in Ihrer Kindheit. Also lassen Sie uns ein wenig über Ihre Familie reden. Wie war Ihre Mutter denn so?«

Die Tatsache, dass diese Frage leicht zu beantworten war, nahm mir etwas von meiner Nervosität. Die Erscheinung meiner Mutter zu beschreiben, war kein Problem, obwohl es schwieriger werden würde, die richtigen Worte zu finden, um zu erklären, wer sie war.

»Sie war klein«, sagte ich. »Ein bisschen plump, schätze ich. Sie kleidete sich ordentlich, gewöhnlich trug sie einen Rock und einen Pullover, oder an heißen Tagen eine Bluse.

Es war wirklich nichts Bemerkenswertes daran, wie sie aussah. Nachts waren ihre Haare auf große Wickler gedreht, und am Morgen wurden sie zu einer Turmfrisur zurückgekämmt. Wenn die Haare erst einmal oben waren, bewegten sie sich kaum noch, da sie sie mit Haarlack an ihrem Kopf fixierte. Doch ich habe sie nie wirklich als meine Mutter betrachtet. Ich meine, ich wusste, dass sie es war, aber sie hat sich nie mütterlich benommen.«

»Können Sie mir ein wenig mehr erzählen?«

»Sie war keine nette Frau. Grausam war sie. Die einzige Zuneigung, die ich sie jemals zeigen sah, war gegenüber meinem Vater. Ach, und gelegentlich gegenüber meinem jüngeren Bruder, aber nie mir oder meinem älteren Bruder gegenüber. Nein, ich denke, die einzige Person, die sie liebte, war ihr Mann.«

Ich hoffte, während ich sprach, dass mir keine Fragen über ihn gestellt werden würden – ich war damals noch nicht bereit, über meinen Vater zu sprechen. Ich denke, sie verstand das, denn es folgten keine unerwünschten Fragen. Selbstbewusster geworden, fuhr ich damit fort, zu erklären, wie meine Mutter gewesen war: ihre düsteren Stimmungen, ihre Boshaftigkeit, ihre Faulheit. Selbst einkaufen zu gehen, war eine lästige Pflicht für sie. Ich war kaum im Schulalter, als sie mich schon mit einer Liste losschickte, mit dem, was sie wollte. Hauptsächlich Zigaretten.

Ich verspürte einen Anflug von Ärger, als ich über sie redete. »Sie verhätschelte meinen Vater«, platzte ich heraus. »Kochte ihm nette, am Tisch servierte Mahlzeiten, während uns Kindern wenig mehr als Snacks angeboten wurden, die wir im Stehen aßen.

Ihre Ausrede dafür war, dass sie dafür bezahlt habe, dass wir unsere Hauptmahlzeit in der Schule bekamen, also bräuchten wir nicht viel mehr. Wir konnten es jedoch riechen,

ihr Essen, und dann wurde uns gesagt, wir sollten uns ein Sandwich machen.

Ich habe nie verstanden, warum sie Kinder hatte. Sie kümmerte sich nie um uns. Wenn wir hinfielen und uns die Knie aufschürften, sagte sie uns bloß, wir sollten aufstehen und kein Theater machen. Dann, an den Abenden, wurden wir, wenn es zu dunkel war, um nach draußen zu gehen, in unsere Zimmer geschickt – nachdem wir ihr Geschirr vom Abendessen abgewaschen hatten. Fernsehen gab es für sie und meinen Vater; sie wollte nicht, dass wir bei ihnen saßen.«

Als ich erst einmal angefangen hatte zu reden, schaffte ich es, all das zu ihr zu sagen, beinahe ohne Atem zu holen.

Sie fragte nach dem Haus, in dem ich aufgewachsen war, und erklärte, sie versuche, ein klareres Bild zu bekommen, nicht nur von meiner Familie, sondern auch von meiner Umgebung.

Die zu beschreiben, war kein Problem für mich. Ich sagte ihr, da gäbe es wenig zu sagen. Es hatte vier Schlafzimmer, von denen das kleinste meins war. Und ich beschrieb die dunkle Tapete im Erdgeschoss, das Wohnzimmer, das nach abgestandenem Zigarettenrauch roch. Eine braune Sitzgarnitur mit mehreren Brandflecken, auf der meine Mutter, deren Interesse an Hausarbeit geringfügig war, die meiste ihrer Zeit verbrachte. Damals gab es tagsüber kein Fernsehen, also hörte sie Radio, las ihre Magazine oder lackierte sich die Nägel, während sie uns Kindern Befehle erteilte, sobald wir das Haus betreten hatten.

Es gab zwei Drucke, in billigen schwarzen Rahmen, an den Wänden: einer von einem kleinen Mädchen mit einem Hund an seiner Seite und der andere ein weinender blonder Junge. Abgesehen von ein paar Sesseln war das einzige andere Möbelstück ein Sideboard, in dem meine Mutter ihre

»guten Teller«, wie sie sie nannte, aufbewahrte. Sie tauchten nur auf, wenn meine Großeltern zu Besuch kamen. Es war im Grunde ein trostloses Haus, ohne Lachen und Liebe.

Draußen war es nicht besser. Schleimige Grasklumpen und Teile von Automotoren bedeckten die kleine Fläche vor der Hintertür. Es gab einen Schuppen, den zu betreten uns, als wir klein waren, verboten war. Weil ich meine Gedanken von dem Schuppen abwenden wollte, machte ich eine Pause. Denn es hatte eine Zeit gegeben, in der ich gezwungen worden war, dort hineinzugehen, und ich wollte diese Gedanken aus meinem Kopf bekommen.

Falls ihr auffiel, dass mein Hals trocken wurde, während ich diese Einzelheiten herunterratterte, kommentierte sie es nicht, sondern versuchte nur zügig, meine Erinnerungen in die richtige Richtung zu lenken.

»Ihre Brüder, wie kamen Sie mit ihnen aus?« Und selbst diese einfache Frage führte zu einem Kloß in meinen Hals, und mir stiegen Tränen in die Augen.

»In Ordnung«, fügte sie schnell hinzu, als sie meine Not sah. »Wir können später über sie reden.«

»Es ist schwer, sich an alles in der richtigen Reihenfolge zu erinnern«, sagte ich. »Ich sage vielleicht, ich sei vier oder fünf gewesen, als etwas passierte, später dann wird mir klar, dass ich älter war. Alles gerät in meinem Kopf durcheinander, wenn ich versuche, mich an die Jahre zu erinnern, als ich ein Kind war.«

»Warum, denken Sie, ist das so, Cassie?«

»Ich schätze, weil es wenig gab, was diese frühe Zeit kennzeichnete. Meine Großmutter las mir manchmal vor, aber meine Mutter tat das nie, also fällt mir auch keine Lieblingsgeschichte ein.«

»Dann erzählen Sie mir von Ihren Großeltern.«

»Sie waren freundlich zu uns Kindern, wenn wir zu Be-

such kamen. Ihr Haus roch auch anders. Nach wunderbaren, appetitanregenden Kochgerüchen und Möbelpolitur. Ein richtiges Abendessen kam auf den Tisch, und meine Großmutter fragte uns immer, ob wir einen Nachschlag wollten.

»Ich mag keine Reste«, sagte sie zu uns, und wir hauchten richtig rein. Und wenn wir fertig waren, waren es die Erwachsenen, die den Tisch abräumten und abwuschen. Uns wurde entweder gesagt, wir sollten zum Spielen nach draußen gehen oder manchmal guckten wir Fernsehen. Ich nehme an, das war mein einziger flüchtiger Blick auf eine Normalität, wie sie hätte sein können.«

»Doch in Ihrem Haus gab es nichts dergleichen?«

»Nein. Und es gab auch keine geplanten Ausflüge, also kann ich nicht meine Augen schließen und einen Tag am Meer sehen oder etwas anderes Vergnügliches, was wir alle als Familie zusammen unternahmen, und mich daran erinnern, wann und wo das war.

Auch an unseren Geburtstagen wurde nicht viel Aufhebens um uns gemacht. Mir wurde nie ein hübsches Kleid geschenkt oder das Gefühl gegeben, eine kleine Prinzessin zu sein. Das heißt, außer an meinem fünften – daran erinnere ich mich gut. Meine Großmutter backte einen Kuchen für mich und brachte ihn zu unserem Haus herüber, zusammen mit hübsch verpackten Geschenken. Eine Schultasche war eines davon. Also ja, ich erinnere mich an diesen Geburtstag.«

Was ich ihr damals nicht sagte, war, dass abgesehen von diesem besonderen Tag, das, woran ich mich aus diesen frühen Jahren am meisten erinnern kann, das beständige Gefühl der Furcht war.

Furcht vor einer Frau, die mich nur anbrüllte.

Furcht vor meinem älteren Bruder, der mich in weiche Stellen kniff und mich an den Haaren zog.

Furcht davor, nicht in der Lage zu sein, die Tränen zu stoppen, Tränen, die die Frau, die ich Mum nannte, wütend machten.

Dann war da noch der Mann, der mit einem Stock neben sich am Tisch saß. Den er erhob, um uns zu schlagen, wenn wir ihn nervten.

Er wurde Dad genannt.

Er war, das verstand ich, lange bevor ich das Vokabular lernte, um es ausdrücken zu können, ein Mann, dem man gehorchen musste.

»Wie hat Ihr Vater seinen Lebensunterhalt verdient, Cassie?«

Ich hatte darauf gewartet, dass sie auf ihn zu sprechen kam, aber ich war immer noch nicht bereit dafür.

»Er war selbstständiger Automechaniker«, war die Antwort, die ich gab, in der Hoffnung, dass mein Tonfall ihr sagen würde, sie solle es dabei belassen.

Als ich sprach, kroch ungebeten ein Bild meines Vaters in meinen Kopf, als würde die Zeit stillstehen. Es gehörte zu meinen Kindheitserinnerungen, nicht zu denen meines Erwachsenendaseins. Jedes Mal, wenn mein Unterbewusstsein ihn heraufbeschwört, erscheint er immer gleich. Ich sehe ihn immer, wie er war, bevor er älter wurde, als das Alter sein mit Brillantine zurückgegeltes Haar dünner werden ließ, tiefe Falten um seinen Mund grub und Bier seinen einst schlanken Körper gröber gemacht hatte. Woran ich mich jedoch am meisten erinnere, ist nicht, wie er aussah, sondern der Geruch von Motoröl, Benzin und Zigaretten, der nicht nur an ihm hing, sondern sogar aus seinen Poren drang, oder jedenfalls erschien es mir so. In der Zeit, als ich ein Kind war, war es mehr meine Nase, als seine verstohlenen Schritte, die mich davor warnte, dass er in der Nähe war.

Das waren die Gedanken, die ich ihr nicht mitteilte, nicht an jenem Tag.

»Das sind meine frühesten Erinnerungen«, sagte ich. »Kann ich Ihnen jetzt eine Frage stellen?«

Sie nickte ermutigend.

»Wann glauben Sie, setzt sich die erste Erinnerung im Gehirn eines Babys fest? Ist es, wenn es den dunklen, sicheren Ort verlässt und in eine Welt voller Lärm und Licht kommt?«

»Warum stellen Sie diese Frage, Cassie?«

»Ich frage mich bloß, ob wir da schon Furcht empfinden, oder ist das eine erlernte Emotion?«

»Alles, was ich Ihnen sagen kann, Cassie, ist, dass die frühen Wochen, Monate und Jahre wichtig sind. Das ist die Zeit, wenn die Samen für ihre Zukunft gesät werden.«

»In welchem Alter beginnen dann diese destruktiven Gefühle?«, fragte ich.

»Destruktive Gefühle?«

»Ja, wie Wut und Abneigung.«

»Wann glauben *Sie* denn, dass sie beginnen, Cassie?«

»In dem Augenblick, in dem die Erwachsenenwelt einen verrät, schätze ich.«

»Denken Sie jetzt an Ihre eigene Kindheit, oder an die Jahre, als Sie Mutter waren?«, fragte sie und erwartete eine Antwort, aber das war eine weitere Frage, die ich nicht beantworten wollte.

Sie war es, die mir sagte, ich solle alles niederschreiben, woran ich mich erinnern konnte.

»Fangen Sie mit Ihren frühesten Erinnerungen an«, sagte sie.

»Dem Davor?«

»Ja, Cassie, dem Davor.«